

(Nachdruck verboten.)

## Drauf los!

Roman von Jonas Lie.

Boll Nerger und Scham stand Nejer da.

Wie nahe er gewesen zu vergessen, wer er sei und wer sie war, — daß er Nejer Jansen Fuhr sei . . . und sie! — Er griff plötzlich nach der Uhrkette . . . „Nein, man mußte sich ein wenig in acht nehmen; es konnte einem passieren, daß man sich mit Dieben und Spitzbuben einließ!“

Auf den Tanzboden ging er nicht! — Dies war der Rehrrein seiner Gedanken, während er den schönen Nachmittag auf dem Holm umherwanderte.

Er sah die Frauenzimmer unten im Hasen von einem Fahrzeug zum andern rudern. Als sie zum „Resolut“ von Stundesnäs kamen, kletterten sie die Leiter hinauf, sahen längs der Schanzverkleidung und agten oder knuspterten an etwas, wie eine Schar Strähen, welche Beratung hält . . .

Nun hasteten sie empor, als wären sie geschucht worden, und wieder ins Boot hinab! War es der Kapitän, der sie verjagt hatte? — Die Fischmagd war die Letzte und stand mit der Hand in den Wanten und einen Fuß in der Leiter da; es schien, als schimpfte sie für die andern . . .

Ganz richtig, — es war der Kapitän, der auf dem Deck kein „dummes Zeug“ dulden wollte und nun bis an die Kelling kam; Stina jedoch hielt stand . . . bis sie sich im äußersten Augenblick ins Boot schwang. Es war hoch hinab auf die Muderbank; sie aber sprang. — so leicht und geschickt! Gerade die schmalen, beweglichen Hüften gaben ihr etwas so Flottes und Nettes und Gleitendes . . .

Er parlamentierte mit sich selbst, ob Tanzboden oder Nichtanzboden, bis es längst dunkel war.

Es war auch alles eher denn lustig, in dieser Sternennacht, kalt, wie es nun geworden, fünfzehn bis zwanzig Mann hoch um das Logierhaus zu gehen und vor Frost zu stampfen und zu stoßen und Stiefel gegen Stiefel zu hacken und hinüber zu schauen, woher Licht schimmerte und Musik ertönte und wo es Tanz gab. . .

Während dieser Stunden des Umherhülfens gab es im Herzen Nejers einen schweren Kampf wegen des mageren, schmutzigen Zigeunermädchens in den Wollstrümpfen und dem Fliedrol! Ob nicht der Steuermann sich dort befand? Ob sie nicht mit ihm tanzte?

Dieser letzte Gedanke veranlaßte ihn, gerade als die übrigen hineingingen, um sich wie die Heringe Kopf an Fuß in die Bettstatt hineinzupferchen, zum Strand hinabzuschleichen. Und ein paar Augenblicke später stand Nejer pustend, lang und rot, im Kreise, der die Tanzenden umschloß.

Sie „tanzten den Hering ein“, daß es eine Art hatte, trampelten, daß der Boden bebte!

Er sah die Fischmagd und den Steuermann. Sie kamen toeben vom Tanze her. Der Steuermann trocknete mit dem Taschentuch sein schweißperlenendes Gesicht, als er Nejer erblickte.

„Se, Du da! — Hallo da drüben!“ rief er und winkte. Nejer antwortete nicht. Während das Mädchen rasch und geschmeidig vom Steuermann weglitt, hatte Nejer wie trockner Funder Feuer gefangen. Er setzte beide Schultern an, schob, wand und preßte sich durch das Gedränge, um dem großen Fischerbaas mit der roten Wollschärpe zuzukommen, welcher auf Stina zusteuerte. Er hörte hinter sich des Steuermanns: „Holla! — hoi — oho — Du da!“ Aber Nejer kümmerte sich nun um gar nichts — nicht einmal, wenn man „kleines Bürschlein“ gerufen hätte; er sah ihre schlanke Gestalt vor sich und mit einem plötzlichen Satz nach vorwärts stieß er die Worte aus:

„Willst Du mit mir tanzen, Stina?“

„Möchtest Du es endlich auch probieren?“ rief sie überrascht und folgte ihm zum Tanz . . . „ein richtiger Rheinländer!“

Und nun ging es so leicht, daß keines von ihnen mehr aufhören wollte! Nejer befand sich in schwindlicher Veranschung; er sah nur wie durch einen Nebel, daß sie nickte und lachte, so oft sie an dem jungen, dunkelhaarigen Untersteuermann vorbeikam; derselbe stand so stolt da, in seinem

farbigen Hemde, das Seidentuch ganz lose um den Hals geknüpft, und schaute ihnen nach . . .

Nejer ergab sich nicht, ehe er nicht auch den nächsten Rheinländer zugefagt erhalten und sie mit sich zur Treppe geführt hatte, unter welcher Sonigtuchen und Kringeln, sowie Bücher, Weisen und Traktätchen verkauft wurden.

Tiefer im Dunkel, hinter der Wand von Garmegen, wo die Leute so mauerdiacht standen und woher der Tanz sich so viele lärmende Rekruten mit roten Gesichtern holte, wurde mit einem Etwas, das man Punsch nannte, Handel getrieben. Bald nachher stand Nejer mit der Fischmagd oben auf der Treppe und traktierte sie aus einem Spülnapf mit jenem Getränk.

Etwas Derartiges wie „wer er sei und wer sie war!“ existierte nun nicht mehr für ihn . . .

Auf der untersten Treppenstufe saß ein Handelsmann, welcher tagsüber seinen ganzen Manufakturladen auf dem Rücken trug; er hatte neben sich auf dem Stiegenländer ein Talglischstümpfchen angelebt und lockte mit roten Brieftaschen, Spiegeln und mit Taschentüchern voll aufgedruckter Portraits die Käufer an, — soeben reichte er einen Kamm mit einem Spiegel hinauf.

Nejer zog seinen Geldbeutel und kaufte dies für sechzehn Schillinge.

Nun bot der Krämer ihm ein blaues Halstuch an . . . „nur zwei Ort“) achtzehn!“ — er merkte, daß Nejer heute abend in der Gebelanne war.

Und Nejer wollte, sobald er ein wenig zu Atem gekommen, auch richtig den Handel schließen und das Halstuch kaufen. Er dachte an den Rheinländer und daß sie den mit dem neuen Lächeln tanzen solle, als der Steuermann herzukam, das Feilgebotene nahm und es dem Mädchen mit den Worten zuwarf:

„Nein, das sollst Du von mir haben, Stina!“

Er bezahlte es mit Kleingeld aus der Westentasche, so nachlässig, als wäre solch ein Kauf ein reines Nichts für ihn und setzte mit einem kühnen Sprung über den Kram hinweg, hinauf zu ihnen.

„Das war ein ordentlicher Rheinländer, Stina! Na, neulich hätte ich fast Prügel gekriegt!“ fügte er mit einer flotten Bewegung hinzu, welche Nejer völlig für ihn einnahm. Und dann dankte er dem jungen Mann mit einem Handschlag dafür, „daß er ihn damals so gut aus dem Krawall herausgewarpt“) habe.

Das war echter, übermütiger Seemannszuschnitt; es sah fast aus, als habe er Prügel ausgeleilt, statt sie zu bekommen.

Indem er das Mädchen in den Saal mit hineinnahm, nickte er Nejer zu: „Es ist Zeug in dieser Stina; sie paßt nicht für die Wasserstiefeln hier draußen!“ und mit einem Wink: „Wir treffen uns nächstens hier wieder!“ eilte er mit ihr zum Tanz hinein.

Nejer blieb zurück und fühlte sich durch die neue Bekanntschaft in seinem Bewußtsein hoch gehoben. Er sah von der Treppe aus, wie Stina mit dem blauen Halstuch des Steuermanns umherwirbelte, bis mitten im Tanz der Ruf ertönte, nun werde die Bude geschlossen und es sei aus!

Mit Ausnahme der Konfirmationszeit, während welcher er zu gleicher Zeit von einem Freundschaftsrausch für die weibliche Jugend en masse eingenommen gewesen, war Nejer nur einmal vorher sehr verliebt gewesen und zwar in die Nichte von Jörun, in die Kuhmagd, welche beim Leusmann diente. Sie war neununddreißig Jahre alt, groß, breit und rund wie eine Stugel, hatte gelbe Haare, weiße Zähne und ein Gesicht, so rot und voll wie der Mond, wenn er im Herbst hinter dem Gerstenfeld zur Küste geht. Er hatte nach Haarstad hinübergespäht, wenn sie morgens und abends mit dem Milchkübel in den Viehstall ging, und er hatte bittere Thränen vergossen, daß er nicht daran denken dürfe, sie zu heiraten, weil das Schicksal ihn zu einem Fuhr gemacht, sie beide durch eine unübersteigbare Schranke getrennt habe! Selbstverständlich war er zu vermünftig erzogen, um auch

\*) Norwegische Münze. 1 Speziesthaler a 5 Ort a 24 Schillinge gleich 4,50 M., also 1 Ort etwa 92 Pf.

\*\*) Warpen, haben ist der Schiffsausdruck für ziehen.

nur einen Augenblick zu schwanken, was er seiner Stellung schulde; aber deshalb kann man ja doch leiden und seine Kämpfe kämpfen.

Und nun — konnte er auf einmal nicht schlafen wegen einer Fischmagd . . . wegen eines braunen Gesichts mit schwarzen Haarzotten und zwei dunklen Augen, die Feuer zu sprühen schienen . . .

Auf dem Tanzboden trieb er sich nun mit dem Untersteuermann jeden Abend herum; das magere Mädchen mit dem roten, um den Leib geknüpften Shawl zog ihn an wie ein Magnet! All diese Gluthitze des Gedankens und der Zunge, diese quackfüßlerartige Beweglichkeit, welche zehn Dinge begriff, sah, wußte, meinte, in der Zeit, die er brauchte, um ein einziges zu verstehen, machte, daß er sich plump und ihr untergeordnet fühlte, dabei aber die höchste Bewunderung für sie empfand.

Und hier gab es müßige Stunden genug, — die Ausfahrten auf den Hering zogen sich in die Länge!

Die eingetretene Kälte breitete jeden Morgen weißen Reif über das Land, überallhin zogen sich glatte Eishügel und Eisgerinnel. Die Boote waren innen ganz weiß, Taue und Segel gefroren, die Wollfäustlinge und Kleider krachend steif; das Zeug knackte, wenn man es anzog. Still breitete sich das Meer im matten Sonnenlichte aus; Felsen von Frostnebel schwebten über denselben, die Strömung trieb in der klaren, kalten See eine Unzahl von Medusen unter Land, — tonnengroße, rote, buschige Riesenquallen und kleine, violettblaue, welche im Wasser schwach durchsichtig schimmern, wie der Mond im Tageslicht. Sie erfüllten förmlich den Hasen, hingen schlüpfrig an den Unter- und Dreggtauen; und mannigfach und herzlich gemeint waren die Flüche, welche diesem Meeresungeziefer zu teil wurden, wenn die Fischbauern ihr Ruderblatt mit der geleeartigen Masse herauszogen und sie klatschend gegen die Strandblöcke schlugen . . . Daß der Hering nicht kam, jetzt, bei diesem Wetter, daran waren nur die Medusen schuld! Nun lagen sie hier auch in klarem Wetter fest und aßen ihren Proviant auf . . . Nicht einmal Bücklinge, auf die doch jedermann geredet!

Daß der Hering massenhaft wie eine Mauer im Meere draußen stand, dies galt noch für unerschütterlich, und daß er hereinkommen werde, sobald die Strömung die Medusen aus dem Weg geschafft, war ebenso fest und sicher. Jetzt heimzuwenden wäre Thorheit! Es handelte sich nur darum, auszuhalten . . . zu warten . . . an Mehl abzutargen und zu zwaden und . . . zu warten!

Es sahien, als ob eine stille Angst die Leute einzunehmen begöunne, als wollten sie diese mit Lustigkeit zudecken, sie vertanzen, vertrinken!

Das Leben im Fischerdorfe wurde wilder und wilder, — Schlägereien, Messerstiche, Diebstahl und Einbruch auf den Schiffen waren an der Tagesordnung, so daß die Obrigkeit in der letzten Zeit ein Verhör um das andre abhielt.

Noch eine Woche — und der Mundvorrat ging mehr als einem aus!

Die Woche verfloß in der gleichen stillen, strengen Kälte, und — am nächsten Montag ruderten hundertundfünf Boote nach Hause.

Im Aelterende sah man da und dort einen Kranken oder einen Mann mit einem Aultiß, welches erzählte, daß er sich mit Mühe beim Ruder erhielt. Denn diese Rückkehr bedeutete für viele nichts andres, als am Hungertuch zu nagen, gegen den Wind zu segeln, bis man nichts mehr von sich wußte . . . nur immer weiter . . . ins freudlose Heim, wo sie das Letzte geopfert, um ihn auszurüsten . . . und nun da sahen, — vielleicht kaum mehr den Topf voll Mehl im Hause hatten und auf ihn hofften und harrten!

Oben auf den Holmen war alles schwarz von Leuten, die ihnen mit ernsten, bedenklichen Mienen nachschauten; die meisten fühlten, an einem der nächsten Tage werde an sie die Reihe kommen.

Fiedel und Tanz nahmen auf der Sulzerei oben ihren Fortgang; es war aber nicht der laute Klang in ihren Stimmen, nicht die überschäumende, wilde, lärmende Lustigkeit zwischen der Mannschaft der Boote und der Schiffe im Hasen, nicht mehr das weitläufige, sich kreuzende Prajen, nicht der gleiche Schwung im Rudern, nicht der Hebermut toller Streiche, — nur dumpfes, finsternes Schweigen.

Auch den Aaffordingen war der Speisekammer-Vorrat ausgegangen. Es war schon manchen Tag her, daß sie den letzten Knochen vom Rauchfleisch gekocht hatten, und

nun verteilten sie den Rest auf so lange Zeit als möglich; es waren aber auch Leute, die schon früher gewohnt waren, von wenigem zu leben, — die Häusler der Zuhls! Alles Sonnenfleisch und Schweinefleisch, das sie mitgebracht war rein als Feiertagskost betrachtet worden, und nun, da sie wieder auf Wasseruppe gesetzt waren, schauten sie nur um so eifriger nach dem Hering aus, — und dieser, sagte der junge Zuhl, stand bloß drei, vier Meilen draußen auf hoher See . . . sie brauchten nichts zu thun, als zu sitzen, auf die Ruderbank zu drücken und zu warten!

Anders, der Großknecht, welchen Frau Zuhl mitgeschickt hatte und der eigentlich dem Ganzen vorstand, wenn er gleich Mejer zu gehorchen hatte, Anders wurde um so besorgter und forderte in den letzten Tagen immer bestimmter: „Hering oder Heimkehr!“ so daß Mejer seine ganze Autorität aufwenden mußte, um ihn im Zaum zu halten.

Er mußte Dinge hören, die er nicht leicht widerlegen konnte: daß er unrecht gethan, sie in diesen Wirrwarr hineinzubringen, unrecht, sich gegen alles aufzulehnen, was der alte Zuhl, sein Vater, im Bygd daheim für gut und recht gehalten . . . Nun zeigte es sich deutlich, daß der Landbauer vom Aafford nicht fischen sollte . . . aber wenn die Jugend das Steuer in die Hand bekam, so . . .

Und dann jammerten sie und senzten sie um Weib und Kind.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Operationen am Magen.

Im allgemeinen machte die Chirurgie in früheren Zeiten vor allen in den Tiefen der Körperhöhlen gelegenen Organen respektvoll Halt. Die Anatomie des Körperinnern lag derartig im Argen, daß, abgesehen von einigen medizinischen Großen ersten Ranges, wie Hippokrates und Galenus, auch die ärztliche Welt über die Lageverhältnisse der lebenswichtigsten Teile der Brust wie des Unterleibes sich in einer Unkenntnis befand, deren sich heute jeder Student im zweiten Semester schämen würde. Mehr noch als dies schreckten aber die unglücklichen Ausgänge dieser Operationen, wo sie ja etwa einmal versucht wurden, von deren Vornahme ab. Von antiseptischer oder richtiger gesagt aseptischer Wundbehandlung hatte auch der gelehrteste Kopf keine Ahnung. Daß jede die Körperwände durchdringende Verletzung nur deswegen so hochgefährlich ist, weil mit derselben giftige Vallerien wie die überall vorhandenen Eiterkotten in das von Serum durchstränkte, einen vorzüglichen Nährboden bietende Brust- und Bauchfell geraten, konnte in einer Zeit, die das Mikroskop nicht kannte, niemand wissen. Darum schaute man auch grundsätzlich den operativen Eingriff in diese Regionen, obwohl das einfache Auslösen der Instrumente und Verbandstoffe und verwandte Behelfe auch damals schon ohne Karbolsäure, Sublimat und Jodoform eine erträgliche Asepsis gestattet hätten.

Nichtsdestoweniger hat man in einzelnen Fällen doch auch schon früher das Messer an den Magen zu legen gewagt. Um das Jahr 180 nach Christus soll Galenus in Rom einem Gaukler eine abgebrochene Degenspitze, die diesem bei seinen Taschenspielerkünsten in den Magen gerätscht war, durch Eröffnung des Unterleibes und der Magenwand mit glücklichem Erfolge entfernt haben. Besser glaubig als diese nicht verbrieft Geschichte ist der Fall eines 36jährigen Mannes aus Prag, Namens Matthäus, der im Jahre 1602 ein Messer verschluckt hatte, das den Magen und die Bauchwand zu durchbohren begann. Man rief einen durch seine Wunderturen berühmten alten Barbier aus Brandenburg, Florian Matthies, zu Hilfe, der, nachdem das Messer bereits sieben Wochen im Magen gelegen, den letzteren aufschnitt, worauf völlige Ausheilung eintrat. Der günstige Erfolg, dessen Kunde sich weit verbreitete, veranlaßte im Jahre 1613 einen Arzt in Polen zu der gleichen Operation, die ebenfalls einen glücklichen Ausgang hatte. Im Jahre 1635 ereignete sich derselbe Fall, von dem eine ausführliche Beschreibung erhalten ist, bei Königsberg, wo ein junger Bauer ein Messer verschluckt hatte. Nachdem dasselbe vier Wochen im Magen gelegen hatte, entfernte Professor Daniel in Gegenwart der Fakultät und Studentenschaft den Fremdkörper, worauf der Patient nach wenigen Wochen gesund das Hospital verlassen konnte.

Der moderne Chirurg scheut aber vor blutigen Eingriffen in den Magen und die Eingeweide nicht mehr zurück, und die Eröffnung des Magens ist deshalb in der Klinik kein außergewöhnliches Ereignis mehr. Aus den Dingen, die dabei entfernt werden, könnte man ein recht eigenartiges Museum zusammenstellen, das beweist, daß der Mensch sich eben keineswegs mit wirklich genießbaren Gegenständen begnügt, sondern häufig eine fatale Neugierigkeit mit dem Vogel Strauß an den Tag legt und wie dieser die seltsamsten Sachen seinem Verdauungsorgane zuführt. Kinder, hysterische Frauen und Geistesranke verschlucken außer Messern häufig Gabeln, Löffel, Haarnadeln, Geldstücke, Brocken und andre Dinge. Junge Mädchen haben zuweilen die üble Angewohnheit, jahrelang an ihren Höpsen die Haarspitzen abzubeißen, und da der Mensch nicht die

Fähigkeit hat, diese Substanzen von sich zu geben wie es die Raubvögel thun, die nach dem Fraß die mitverschluckten Federn und Haare ihrer Beute in der Form des Gewölles wieder zu Tage fördern, verflizen sich diese Haare gelegentlich durch irgend einen Zufall zu einer kugelförmigen festen Masse, die natürlich, wenn sie einigermaßen groß ist, den Träger derselben auf das schwerste belästigt und auch eine Magengeschwulst oder Krebs vorlänschen kann.

In allen diesen Fällen, bei denen natürlich unter den größten antiseptischen Kontexten vorgegangen wird, erfolgt die Operation in der Weise, daß man zunächst an der entsprechenden Stelle die Bauchdecken durchtrennt und sorgfältig die Blutung stillt. Dann wird das Bauchfell durchschnitten, der Magen hervorgezogen und durch Schnitt eröffnet. Nachdem man sodann den Fremdkörper entfernt, wird die Magenwunde sorgfältig durch enge Nähte derartig verschlossen, daß die freien Wundränder nach innen umgeschlagen sind und samt den Nähten nach einwärts fallen, wo sie nach erfolgter Heilung verheilt und auf dem natürlichen Wege ausgeschieden werden. Selbstverständlich wird auch die Bauchwunde auf das sorgfältigste genäht. Während der nächsten Tage erhält der Kranke reichliche Gaben Opium, damit Magen und Darm still liegen und die Heilung der Wunde nicht durch Bewegungen stören.

Sehr häufig erfolgt heute die Anlegung einer künstlichen Magen fistel, namentlich dann, wenn die Speiseröhre aus irgend einem Grunde wie Verbrennung oder Verätzung, Verengung durch Narben oder Geschwulstbildung für die aufzunehmende Nahrung unpassierbar geworden ist. Man legt dann an der vorderen Leibeshaut und in derselben Höhe an der vorderen Magenwand je eine Oeffnung an und vernäht beide an ihren ringförmigen Rändern miteinander, so daß man ungehindert Speisen unmittelbar in den Magen einführen kann. Erhält die Speiseröhre später wieder ihre Durchgängigkeit, so braucht man nur die Ränder der Fistel neu anzufrischen, worauf diese von selbst sich dauernd schließt.

Eine große Wohlthat ist die genannte Operation für die zahllosen Krebsleidenden, bei denen die Speiseröhre der Sitz der Krankheit ist. Gelingt es auch nicht, dadurch dauernd den Verfall des Leidenden aufzuhalten, da der Krebs in den meisten Fällen aller Heilungsversuche spottet, und trotz allem ärztlichen Scharfsinn mit dunklen Mäffeln umgeben ist, so wird doch der Zustand einigermaßen erträglich gemacht. Die Kranken, die sonst häufig durch die Hungers- und Durstqualen auf das furchtbare gepeinigt werden, können durch die Fistel ausreichende Nahrung aufnehmen, wobei obendrein auch die Zunge auf ihre Rechnung kommt, weil sie die Speisen vorher kauen kann, bevor dieselben mittels Löffels durch ein kurzes Röhrchen, das in der Fistel liegt und durch einen Verband festgehalten wird, in den Magen befördert werden. Dadurch hebt sich aber der Kräftezustand und das Körpergewicht, und das Leben wird in dieser Weise oft lange Monate bis über Jahr und Tag über jene Schranke hinaus verlängert, die demselben sonst gezogen gewesen wäre.

Nicht minder wertvoll ist die operative Entfernung des Pylorus oder Pfortners, eines starken Muskels, der sich wie ein elastischer Ring um jene Stelle legt, wo der Magen in den Darm übergeht, für gewöhnlich diese Stelle eng zusammenschließt und sich nur von Zeit zu Zeit öffnet, um den im Magen genügend vorbereiteten Speisen den Durchtritt in den Darm zu gestatten. Eine sich dort einnistende Krebsgeschwulst muß in absehbarer Zeit den Kranken dem jammervollsten Hungertode überliefern, weil kein Speisebrei mehr in den Darm gelangen kann, sondern bald nach der Nahrungsaufnahme wieder erbrochen wird. Die Idee nun, einfach das ganze krebshafte entartete Darmstück wegzuschneiden und die gesunde Magenwand an den gesunden Darm anzunähen, liegt sehr nahe und ist schon vor 100 Jahren empfohlen worden. Trotzdem erregte es ungeheures Aufsehen, als diese Operation am 29. Januar 1881 von Billroth in Wien an einer 43 Jahre alten Frau zum erstenmale und mit günstigem Erfolge ausgeführt wurde.

Wenn die Herauscheidung des Pfortners auch bei Krebskranken das Leben auf Jahre hinaus erhalten kann, so ist sie doch eine so schwere Operation, daß man bei minder bösartigen Erkrankungen an dieser Stelle nur ungern an sie herangeht. Besonders ist dies der Fall bei den narbigen Verengungen des Pylorus, wo die Lebensgefahr der allerdings gründliche Heilung bringenden Operation in keinem richtigen Verhältnis zu der nicht fortschreitenden Natur des Leidens steht.

Viel zweckmäßiger ist hier die zuerst von Professor Wölfler ausgeführte Anlegung einer Magen Darm fistel, die ohne Ueberhebung als eine der bewundernswertesten Errungenschaften der modernen Chirurgie bezeichnet werden muß. Sie besteht, kurz ausgedrückt, darin, daß man an der unteren Magenwand eine Oeffnung anlegt und diese mit einer zweiten Oeffnung verbindet, die an der oberen Fläche des Darmes dort angebracht wird, wo derselbe sich nach einer großen Krümmung wieder dem Magen nähert. Auf diese Weise ist der Pfortner und ein großes Stück anschließenden Darmes, in dem sich die Erkrankung befindet, einfach ausgehallet, während Speisen und Flüssigkeiten direkt aus dem Magen in ein weiter abwärts gelegenes Stück des Verdauungsschlauches gelangen.

Einen wesentlichen Fortschritt in der Technik dieser Operation bedeutete die Einführung des nach seinem Erfinder so benannten Murphyknopfes. Um nämlich die Ränder der Magen Darm fistel auseinanderzuhalten, die sich leicht verschließen und fallen und dadurch einen wenn auch vorübergehenden, aber doch unerwünschten Ver-

schluß herbeiführen, legt man jetzt in die Fistelöffnung ein central durchbohrtes Knochen- oder Elfenbeinstück, das, insofern als die obere und untere Fläche erheblich größer sind, als das Mittelstück, eine gewisse Neuhaltigkeit mit einem flachen Hemdknopf hat, jedoch weit größer ist, als dieser. Während der mittlere Teil in der Fistelöffnung liegt, befindet sich die obere Platte im Magen und die untere im Darne. Trotz langjähriger Aufenthalt im Körper gefährdet dieser Murphyknopf seinen Träger in keiner Weise und garantiert den regelmäßigen Durchgang des Nahrungsbreies.

Durch die Erfolge ermuthigt, ist die Chirurgie noch weiter gegangen, und hat, wo hartnäckige Magengeschwülste und Magen-erweiterung vorlagen, ganze große Teile des Magens herausgeschnitten, indem man die Magenwand zum Teil in der Längsrichtung zu einer Falte zusammenschlug und an der Verührungslinie nähte, während man die Beseitigung der nun minder gut ernährten Reste der verdauenden Kraft des Magens überließ. Der Erfolg der Operation ist, daß der Boden des Magens gehoben wird und daß die Speisen nummehr leichter durch den Pfortner herausgelangen, wodurch der gefährlichen Verletzung der andernfalls zu lange im Magen bleibenden Speisen vorgebeugt wird.

Von hier war nur noch ein Schritt bis zur gänzlichen Entfernung des Magens. Auch diese hat man mit Erfolg vorgenommen und dadurch das alte Vorurteil beseitigt, daß der Magen zur Verdauung unumgänglich notwendig sei. Wenn man die ihm eigentümlichen Absonderungen seiner Salzsäure und Pepsindrüsen künstlich der entsprechend verkleinerten Nahrung zusetzt, hat er eigentlich für den Körper nur die Bedeutung eines Reservoirs, aus dem die auf einmal in größerer Menge genossenen Speisen dem wichtigeren Verdauungsorgan, dem Darne, zugeführt werden. Ein redendes Beispiel, daß der Mensch in der That ohne Magen leben kann, war ein vor wenigen Jahren in Stettin verstorbenen Stenersekretär Tiede, der am Magenkrebs erkrankt war. Nachdem ihm der Magen im gesamtten Umfange entfernt war, lebte Tiede noch Jahre lang ohne jede Beschwerde und starb schließlich an einer ganz andren Krankheit, nämlich an Brustfellentzündung.

Dr. Curt Rudolf Kreuzhner.

## Kleines Feuilleton.

— „Kein Geld, kein Schweizer.“ Der „Frankf. Blg.“ wird geschrieben: Das geflügelte Wort „Kein Geld, kein Schweizer“, das in Süddeutschland auch in gereimter Fassung als „Kein Kreuzer, kein Schweizer“ gehört wird, stammt aus dem Französischen und ist nahezu 400 Jahre alt. Der wenig bekannte Ursprung dieser Redensart zeigt übrigens, daß sie zuerst bei einer eigentlich lobenswerten Handlung der Schweizer entstanden ist und zwar zu Beginn des 16. Jahrhunderts, da die Schweizer als Hilfstruppen der Franzosen im Mailändischen kämpften. Wie damals nicht selten, war den Schweizern die von Frankreich versprochene Löhnung nicht ausbezahlt worden und diese zogen sich großend in ihre Berge zurück und streikten. Darüber waren die Franzosen nun außerst aufgebracht, aber ihren Vorwürfen von Untreue und Feigheit gegenüber, beharrten die Schweizer unentwegt darauf, es sei ihnen unmöglich, ohne den versprochenen Sold zu leben. „Warum macht Ihr es nicht wie wir“, sagte einer der französischen Offiziere, die mit ihnen verhandelten, „warum lebt Ihr nicht auf Kosten der Bürger und Bauern?“ „Weil wir Soldaten und keine Räuber sind“, erwiderten die Schweizer, wir nehmen nur Beute von den bewaffneten Gegnern, aber nummehr von den schon hart genug gedrückten Einwohnern.“ Als dem französischen General hiervon berichtet wurde, sah er wohl ein, daß man die Schweizer bezahlen müsse, wenn man nicht auf ihre Dienste verzichten wolle und diese Ueberzeugung sagte er in die Worte zusammen: point d'argent, point de suisses. Im Laufe der Zeit hat freilich die Redensart ihre ursprüngliche Bedeutung verloren, und da man, besonders in Frankreich, die Schweizer meist in untergeordneter Stellung als Söldner und Thürhüter kannte — in letzterer Eigenschaft wurden die Wörter portier und suisse fast gleichbedeutend — so galt die Ansicht, daß die Schweizer nichts umsonst thäten, nicht nur allgemein, sondern der Ausdruck wurde auch auf jeden angewandt, dessen Dienste einzig für Geld zu haben waren. In die französische Litteratur wurde die Redensart von Racine eingeführt, der im ersten Acte der „Plaideurs“ einen aus der Picardie stammenden Thürhüter erzählen läßt, daß jeder, der zu seinem Herrn, einem Richter, gewollt, diesen Zutritt nach der Redensart point d'argent, point de suisse hätte erkaufen müssen.

### Völkerrunde.

— Von den Eingeborenen der großen Ukerewe Insel und der Insel Nularra im Victoria-Nyanza (Ostafrika) teilt E. Smoor mancherlei Interessantes mit: In den Geschichtsbüchern ist öfters die Rede von den heiligen Eichen der alten Germanen, in deren Umhüllendem Schatten die damaligen Priester manchmal blutige Menschenopfer darbrachten. Auch hier auf Ukerewe fanden sich bei untrer Ankunft solche heiligen Haine vor, wo es früher kein Sterblicher gewagt hätte, einen Baum mit der Art zu berühren. In Nularra bestanden solche heiligen Waldungen bis in die Neuzeit, allein nun haben wir diese schon übel zugerichtet. Eingeweihte er-

Kären sogar, daß wir dieselben gänzlich entehrt haben und ich möchte glauben, daß sie recht haben. Die Eingeborenen machen sich gar nichts mehr daraus, die abgehauenen Aeste nach Hause zu schleppen und als gewöhnliches Brennholz zu verwenden. Gatten sie doch uns ungestraft an der Arbeit gesehen, die heiligen Bäume zum Kirchenbau zu fällen. . . . Sie boten auch uns die Erlaubnis, Bäume zu Wetten fällen zu dürfen. Ja, wirklich ein Bett, denn die Wukarra im Gegensatz zu andren Negern, schlafen nicht wie diese auf dem flachen Boden, sondern auf einem harten Brett. Sie spalten oder hauen sich einen beliebigen Baumstamm — einerlei ob er gerade oder krumm sei — der Länge nach in zwei Hälften und fertig ist ihr Bettgestell, das weiter weder Polster noch Ueberzug braucht. Auf ein solches Bett legen sie sich hin und schlafen darauf. Die Wukarra sind, wie die Neger überhaupt, Vegetarianer, doch darf niemand glauben, daß sie ein Stück Fleisch nicht auch lieben. Im Gegenteile, man kann es ihnen vorsetzen, wie man will, roh, gebraten oder gefotten, frisch oder verfault, selbst die dicksten und zähesten Sehnen schmelzen gleichsam zwischen ihren scharfen Zähnen. . . . Der Boden ihrer Insel giebt kaum genug, das Leben zu fristen. Ihr Viehbestand ist kaum nennenswert, die wenigen Künder und Ziegen müssen die traurige Erfahrung gemacht haben, daß für die Menschen und für die Tiere Schmalhaus Küchenmeister ist, wo der Erdboden sich so wenig ergiebig zeigt. In der trodenen Jahreszeit wächst auf ihren Wiesen so wenig Gras wie auf einem Tisch. Das Viehfutter besteht dann aus Dammblättern, die recht kärglich zugemessen werden. Sind auch solche nicht mehr zu haben, so ziehen die Weiber, den Korb auf der Schulter und den Holzspaten in der Hand, aus und graben Graswurzeln aus, wo sie diese nur finden können. Trotz all ihrer Armut halten die Wukarra große Stücke auf ihr Land. Obwohl sie ganz nahe bei der Insel Ukerewe wohnen und mit ihren Booten regelmäßig herüberkommen, will doch keiner sich hier ansiedeln und ebensowenig findet man in ihrem Lande Fremde. Sie gehören einer ganz andren Rasse an und unterscheiden sich von den Ukerewer Inselanern durch einen schäreren Körperbau. Sie lieben eine schöne Kopfrisur und flechten allerhand Glasperlen ins Haar. Die Weiber tragen das Haar lang, d. h. so lang es eben bei einem Neger wachsen will. Dagegen rasieren sich auf Ukerewe die weiblichen Personen den Kopf ganz, so daß auch nicht ein Stoppel stehen bleibt. Wenn das Haar der Wukarranegerin seine volle Länge erreicht hat, so läßt sie es von einer Freundin in sehr feine Flechten ordnen, die zu beiden Seiten an den Schläfen herabhängen. Diejenigen, die über Mittel verfügen, streichen über die Einzelflechten rote Erde, die mit Harz klebrig gemacht wird. —

**Aus dem Tierleben.**

— Der Rothhäusling. Fritz Braun schreibt in der Wochenchrift „Nerthus“ (Altona-Ottensen. Chr. Adolff.): Es ist ein norddeutscher Raientag. Vom unbüschelten Flißchen her grüßt uns der Sprosser, auf den Kopfweiden spinnst der Grauanmer sein Lied und dort, wo lichtgrüne Birken den Waldraim zieren, jubelt ein Fink in heller Lenzeslust wieder und wieder seinen Schlag in den sonnigen Mai hinein. Langsam verfolgen wir unsren Weg, den schlankfüßige Weiden begleiten. Vor uns fliegt mit lautem gäd-gäd-gäd ein Flug kaum sperlingsgroßer Vogel von Baum zu Baum. In ihrem Lohruf, an den kurz abgerissenen Strophen ihres Gesanges erkennen wir die Tierchen als Rothhäuslinge. Es sind so ziemlich die einzigen deutschen Finken, die zu dieser Jahreszeit noch in kleinen Schwärmen umherfliegen. Wie wir uns bald überzeugen, sind es ausschließlich Männchen, die jetzt in ihrem schönsten Gewände prangen und zu dem hellbraunen Mäntelchen die rote Weste und ein rotes Käppchen tragen. Ihre Gattinnen sitzen irgendwo im Dornbusch oder im Wachholderstrauch auf dem Postlein, um die 4—8 Eier auszubrüten. Der Rothhäusling ist kein allzu sorglicher Gatte; hat er sich doch schon recht lässig gezeigt, als es galt, die Wiege der Kinder herzustellen. Diese ist ein nicht allzu sorgfältig gebautes Finkenest, das nur zu seinen Ungunsten mit den prächtigen Nestern des Buchfinken und des Stieglitz ver gleichen werden kann. Auch jetzt kümmerst sich der böse Gatte um das brütende Weibchen nur sehr wenig. Erst wenn es gilt, die Jungen zu füttern, stellt er sich wieder ein und hilft der Gattin, die hungrigen Magen der Kleinen zu sättigen. Daher findet man den Rothhäusling noch in kleinen Flügen vereinigt, wenn sonst die Vögel schon längst jeden größeren Verband aufgelöst haben und nur ihrer Familie leben. Während Buchfink und Goldammer auf einsamem Ast ihre Weisen erschallen lassen und kampfesroh über jeden Hagelstolz herfallen, der ihrem Mevier naht, singen zu gleicher Zeit oft vier, fünf Häuslinge in fröhlicher Harmonie auf demselben Baum, ja auf demselben Ast. Eine merkwürdige Abweichung von den Verwandten, deren Gründe uns, wie so manches in der Natur, noch völlig dunkel sind.

Kommen wir nach etwa zehn Wochen wieder in dasselbe Gebiet, so finden wir die jungen, schlichtbraunen Häuslinge schon in fröhlichen Schwärmen vor. Hier beleben sie die fruchtelschweren Aeste der Obstbäume mit ihrem munteren Treiben, dort suchen sie am Feldrain emsig Unkrautsmereien, um dann mit wogendem Flug ins Weite zu fliehen. In diesen Gegenden Deutschlands haben die lieblichen SINGER eine seltsame Vorliebe für die Holzstapel der Schneidemählen und Holzhändler, zwischen

denen reichliches Unkraut, Melken und Disteln, wuchern. Wie das Lied der Lerche vom hellen Himmel, der Schlag des Sprossers vom sumppigen Weidicht her unser Ohr trifft, erschallt dort des Häuslings liebliches, kräftiges Lied von dem profaischen Sitzplatz auf einer weißen Holzstapel oder einem ungefügen Nutzholzkloben. Eine neue Merkwürdigkeit in dem Leben dieses Vogels, das so viel des Absonderlichen bietet. Naht der Winter, so schart sich der Häusling mit verwandten Arten zu großen Flügen zusammen und streicht weit im Lande umher. Nur wenige verlassen uns, um weithin in den warmen Süden zu eilen.

Begen seines prächtigen Gesanges ist der Rothhäusling von jeher der Liebling vieler Vogelreunde gewesen. Manche haben an ihm nicht viel Gefallen gefunden, weil sie zufällig Männchen erhielten, die Monate lang wild und störrisch blieben und ihren Gesang nicht hören lassen wollten. Wohl giebt es Häuslinge, die erst nach einem Jahre allmählich anfangen zu singen. Diese Erscheinung beruht wohl nur auf individueller Anlage. Man sollte die Vögel einfach fliegen lassen; Mittel, den Baum zu lösen, lassen sich oft kaum ausfindig machen. Im allgemeinen singt sich der Häusling bald in die Gefangenschaft und singt so fleißig, wie man es nur wünschen kann. Von allen guten Sängern ist er wohl der anspruchsloseste, denn er begnügt sich jahraus jahrein mit reinem Sommerkirsamen und bleibt bei dieser einfachen Kost viel eher gesund, als wenn man ihn mit abwechslungsreichem Futter ernähren will. Seiner eigentümlichen Vorliebe für Roggkorn sollte man aber auch in der Gefangenschaft Rechnung tragen und ihm von Zeit zu Zeit eine Prise davon aufs Futter streuen.

Seine Bewegungen werden bald ruhig und gesetzt, ähnlich denen gefangener Kanarienvögel, so daß unser Vogel sich ganz gut mit einem kleinen Käfig begnügen kann. Hier fühlt er sich wohl und zufrieden und macht selten Versuche, seinem Kerker zu entgehen. Einst hielt ich einen prächtigen Häusling in einem Behälter, dem wohl die Hälfte der Drahtsprossen fehlte. Trotzdem dachte der Vogel nicht daran, das Weite zu suchen. Mochte die Frühlingssonne noch so hell scheinen, die Lenzeslust noch so lind um sein Gefieder kosen, er nahm das mangelhafte Instrument auf Treu und Glauben für einen Käfig und gelangte offenbar nie zum Weibchen, daß er sich eigentlich in völliger Freiheit befand. Allerdings verliert der Häusling in dem Käfig bald sein prächtiges Rot, sein leuchtendes Hellbraun und leidet sich in die anspruchsloseren Farben des Weibchens. Trotzdem bleibt er oft 10 bis 12 Jahre im besten Wohlfsein und wird von Jahr zu Jahr zutraulicher und zahmer. —

**Humoristisches.**

— Gute Auskunft. „So, ins Münster went Se, Herr? Do soll's net fehlh. Jetzt geant Se no' über d'Brud do nei, machet rechts un und froget no nach am Schuachmacher Hofmaier. Dean la En jedes Kind saga — dem des di—n—i selber! — und von do a findet Se no 's Münster von selber, weil's do himmelhoch vor En stoht!“ —

— Unverstören. Richter: „Sie wissen also bestimmt, daß es der Dorfboader war, welcher Thuen bei der Mausei die drei Zähne ausgeschlagen hat?“

Zeuge: „Natürlich, am nächsten Morgen war er ja sogar bei mir, und wollte für's Stück noch fünfzig Pfennig bezahlt haben!“ — (Neggend. hum. Bl.)

**Notizen.**

— Calderons „Das Leben ein Traum“ geht Montag im Schauspielhause neueminiert in Scene: Matkowski wird den Sigismund, Rosa Poppe die Rosaura spielen. —

— Nina Sandow ist aus dem Verbaude des Schauspielhauses ausgetreten. —

— Die Komödie „Der kommende Mann“ von Carry Brachvogel und Oskar Myhing wird am 27. September als erste diesjährige Novität des Schauspielhauses in Scene gehen. —

— Hermann Vahr hat das Wiener Burg-Theater erobert; sein Schauspiel „Der Apostel“ ist von dieser Bühne zur Aufführung angenommen worden. —

— Die ersten Aufführungen des Oratorien-Vereins finden am 11. und 18. October in der Philharmonie statt; diese beiden Konzerte werden zwei Cantaten „Frühlingsfeier“ und „Frau Musica“ von dem Vereinsdirigenten Mengewe ein bringen. —

— „Mutterliebe“, eine einaktige Oper von Gustav Dippe, wird anfangs October im Casseler Hoftheater zur Aufführung gelangen. —

— Einen Preis von 1000 Mark schreibt die „Göttinger Igl. Gesellschaft der Wissenschaften“ aus für eine Untersuchung der wichtigsten metrischen Formen, die nach den neuesten Ergebnissen, zumal der Papyrusfunde, im lesbischen und ionischen Eiede, der chorischen Lyrik, den Iyrischen Teilen des Dramas der Griechen angewendet worden sind, unter Berücksichtigung der älteren hessischen und römischen Poesie; Einlieferungstermin ist der 1. Februar 1903. —